

## Über die Schwierigkeiten interkultureller Kommunikation

Stefan Strohschneider

Friedrich-Schiller-Universität Jena

### Abstract

Der folgende Aufsatz basiert auf der Antrittsvorlesung, die ich am 12. Februar 2008 vor der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena gehalten habe. Der Vortragsstil ist um der Lesbarkeit willen weitgehend beibehalten worden, der Text lediglich stilistisch geglättet und von üblichen Vortragsformeln befreit. Belege, Literaturhinweise und weiterführende Bemerkungen sind in Form von Endnoten angefügt.

Der Titel des Beitrags ist sehr allgemein und lässt wenig von seinen Inhalten erahnen – außer dass es wohl etwas mit eben diesen Schwierigkeiten interkultureller Kommunikation zu tun haben dürfte. Die Ausführungen sind tatsächlich eine kleine Reise durch das weite Gebiet der interkulturellen Kommunikation wobei einige Zwischenhalte eingelegt werden, um verschiedene theoretische und konzeptuelle Grundfragen des Themas zu diskutieren.

Eine einschränkende Bemerkung allerdings ist noch notwendig: Das Gebiet der interkulturellen Kommunikation ist sehr weit<sup>1</sup>, es reicht von den Grenzbereichen fachsprachlicher Übersetzungswissenschaften über interkulturelle Aspekte der Publizistik und Journalistik, der Medienwissenschaften und des Marketing bis hin zur Analyse konkreter Interaktionsprozesse zwischen Menschen verschiedener kultureller Herkünfte. Dieser letztgenannte Bereich – die Interaktion konkreter Menschen und die Schwierigkeiten, die sich dabei auf Grund kultureller Differenzen ergeben können – steht im Zentrum der folgenden Ausführungen.

### 1. Zur Rolle der Sprache

Beginnen wir also unsere Reise – wie üblich zu Hause. Kürzlich überraschte mich mein zwölfjähriger Sohn Lukas mit der Bemerkung, er habe es wieder nicht gebarzt gekriegt, am Weekend mit seinen Homies zu chillen. – Da steht man zunächst ratlos, aber dann, in Kenntnis des Kontextes der Äußerung und angesichts des betäubten Gesichtsausdruckes des Kindes ahnt man doch, was gemeint sein könnte.

Die menschliche Fähigkeit, aus unvollständigen oder unverständlichen Äußerungen Bedeutungen zu konstruieren ist überhaupt sehr ausgeprägt. Der Sprachpsychologe Theo Herrmann versucht, diesen Konstruktionsprozess in einem Kommunikationsmodell theoretisch zu beschreiben.<sup>2</sup> Demnach entwickelt ein Sprecher zunächst eine Sprechintention, er möchte jemandem einen Sachverhalt, eine Idee mitteilen. Dazu muss er Bedeutungen in kommunizierbare Zeichen übertragen, wozu er sich einer Menge ihm bekannter Bedeutungs-Zeichen-Zuordnungsregeln

bedient. Der Adressat der Äußerung wiederum muss die Zeichensequenz auf der Basis der ihm verfügbaren Zeichen-Bedeutungs-Zuordnungsregeln in eine Hypothese über den intendierten Sachverhalt, die mutmaßliche Idee des Sprechers umwandeln. Dieser Prozess kann auf allen Ebenen Störungen erfahren, die eine genaue Erfassung der ursprünglichen Sprechintention verhindern. Im erwähnten Beispiel war mir schlicht unbekannt, dass es im Deutschen ein Verb „barzen“ gibt und ich musste – und konnte – mir eine Zeichen-Bedeutungs-Zuordnungsregel unter Zuhilfenahme des Kontextes erschließen.

Schwieriger wird es, wenn nicht der gemeinsame Zeichenvorrat das Problem ist, sondern die Zuordnungsregeln in die Irre führen. Ich möchte das mit einem klassischen Beispiel illustrieren, das ich dem Buch „Fatal Words“ des Linguisten Steven Cushing entnehme<sup>3</sup>. Es handelt sich dabei um einen Dialog zwischen zwei spanisch sprechenden Piloten eines Verkehrsflugzeuges und dem zuständigen Fluglotsen. Das Flugzeug hatte einen Landeanflug verpasst und wegen zusätzlicher Umstände jetzt praktisch keinen Treibstoff mehr. Die Piloten sprechen untereinander spanisch, die Kommunikation zwischen dem Flugzeug und dem Lotsen findet auf Englisch statt. Spanische Äußerungen wurden ins deutsche übersetzt und englische englisch gelassen.

Pilot zum Copilot: Sag Ihnen, dass wir einen Notfall haben.

Copilot zum Lotsen: We're running out of fuel.

Pilot zum Copilot: Sag Ihnen, dass wir in einem Notfall sind.

Copilot zum Pilot: Ja, Señor, das habe ich gesagt.

Copilot zum Lotsen: We'll try once again: We're running out of fuel.

Pilot zum Copilot: Ich weiß nicht, was mit der Landebahn passiert ist. Ich hab' sie nicht gesehen.

Copilot zum Pilot: Ich habe sie nicht gesehen.

Pilot zum Copilot: [Mach dem Lotsen klar, dass] wir keinen Treibstoff haben.

Copilot zum Lotsen: Climb and maintain 3000 and, ah, we're running out of fuel, sir.

Lotsen zum Copilot: Is that fine with you and your fuel?

Copilot zum Lotsen: I guess so. Thank you very much.

(Unmittelbar danach geht der Treibstoff zu Ende und die Maschine stürzt ab; geschehen in New York am 25. 1. 1990).

Hier liegt das Hauptproblem offensichtlich darin, dass es den Piloten nicht gelingt, die Tatsache, dass sie sich in einer Notlage befinden, in Zeichen zu übersetzen, die beim Fluglotsen eine entsprechende Vorstellung und die daraus sich ergebenden Handlungen auslösen. Statt dessen endet der Prozess in einem geradezu grotesken Missverständnis.

Noch schwieriger wird es, wenn wir uns der Ebene der Bedeutungen zuwenden. Abbildung 1 zeigt ein Bildnis der indischen Göttin Kali<sup>4</sup>. Kali ist im gesamten Hinduismus bekannt, eine besondere Bedeutung aber genießt sie bei den Hindus im ostindischen Bundesstaat Orissa, wo sie in der Regel so dargestellt wird wie hier: mit einem Fuß auf einer liegenden Männerfigur stehend. Kali erkennt man an drei Merkmalen: Den vielen Armen und Händen in denen sie verschiedene Waffen trägt, ihrem Gewand aus abgetrennten menschlichen Gliedmaßen und an der weit herausgestreckten Zunge. Um diese geht es mir.

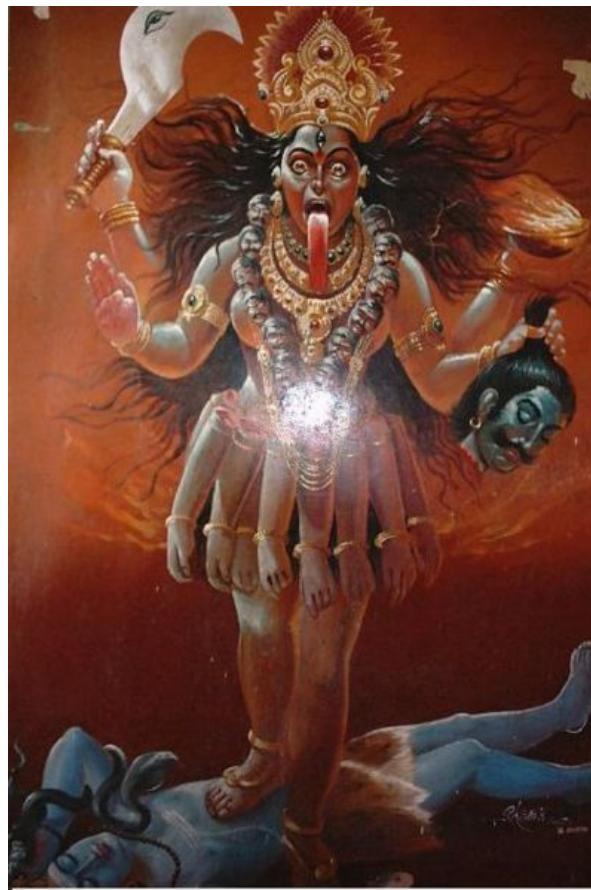


Abb. 1: Bildnis der Göttin Kali (17. Jahrhundert).

Westliche Betrachter neigen dazu, diese Darstellung im Sinne eines radikalen Feminismus zu interpretieren. Für Oriya sprechende Hindus ist die Bedeutung eine ganz andere und man nähert sich ihr, wenn man an den Ausdruck „sich auf die Lippen beißen“ denkt, auf Englisch „biting the tongue“ - die Zunge bei-

Ben. Es geht um die Darstellung einer Emotion aus dem Komplex von Schuld und Scham, in der Landessprache Lajya. Lajya aber ist etwas sehr spezielles, was mit der Geschichte zu tun hat, die Hindus in Orissa mit dieser Darstellung verbinden.<sup>5</sup> In straffer Erzählweise geht diese Geschichte etwa so:

Vor Zeiten lebte auf Erden der Büffeltot Mahisasura. Er war im Laufe der Zeit so wild und mächtig geworden, dass er von den Göttern einen Freibrief erzwingen konnte, einen Freibrief des Inhalts, dass er – wenn überhaupt – nur von einem weiblichen Wesen getötet werden kann. Mit diesem Freibrief in der Tasche wurde aus seiner Wildheit ein zerstörerisches Wüten, er verwüstete Länder und tötete Menschen sonder Zahl. Bald dämmerte den Göttern, dass dieser Freibrief ein Fehler gewesen war und sie taten sich zusammen und schufen aus der Kraft ihrer Geister Durga, eine Kämpferin, die von jedem der Götter seine persönliche Waffe erhielt. Durga wurde auf die Erde geschickt, sie suchte und fand Mahisasura und es entbrannte ein fürchterlicher, drei Tage währender Kampf, aber es gelang Durga nicht, Mahisasura zu überwinden. Da kehrte Durga zu den Göttern zurück und diese – nunmehr etwas kleinlaut – gestanden ihr, dass sie vergessen hätten, ihr noch zu sagen, dass der Freibrief auch die Klausel enthielt, dass das weibliche Wesen, das Mahisasura nur töten könne, dabei nackt sein müsse. Da entbrannte Durga in fürchterlichem Zorn auf diese männliche Götterwelt. Sie kehrte zur Erde zurück, zog sich aus, erledigte Mahisasura, verwandelte sich in Kali und setzte nun in dieser Gestalt dessen mörderisches Werk fort. Jetzt hatten die Götter ein echtes Problem, weil sie ja keine Waffen mehr hatten, um dem Wüten Kalis Einhalt zu gebieten. So sandten sie Shiva, Kalis Geliebten, zur Erde, um sie wieder zur Raison zu bringen. Shiva aber war ein ziemlich vergeistigter Typ, er hatte keine Lust auf Auseinandersetzungen, legte sich auf den Weg und schlief ein. Kali, blind vor Zorn, sah ihn nicht liegen, trampelte auf ihn drauf, merkte dann doch, dass sie fast ihren Geliebten zertreten hatte, erwachte aus ihrer Raserei, sah, was sie angerichtet hatte – und biss sich auf die Zunge.

Das ist der Moment, der in dem Gemälde dargestellt wird. Und dieses Gefühl: Über Ungerechtigkeit, Ausbeutung und Bloßstellung in Zorn geraten zu sein, im Zorn Unrecht getan zu haben, gerade noch rechtzeitig das Allerschlimmste verhindert haben und sich reumütig wieder in das soziale Umfeld einzugliedern – das ist Lajya. Das im vorliegenden Zusammenhang Interessante daran ist, dass es sich hierbei um eine spezifisch weibliche Emotion handelt. Männliche Orissaner kennen den Begriff, wissen über Bild und Geschichte Bescheid, können das Gefühl aber nicht empfinden. Das Empfinden dazu haben nur die Orissanerinnen. Ich könnte mich als deutscher Ethnologe oder Anthropologe so gut in die Sprache und Kultur Orissas einarbeiten, dass

ich – von der Hautfarbe abgesehen – als perfekter Orissaner angesehen werde, ich bin als Mann prinzipiell nicht in der Lage, Auskunft darüber zu geben, wie sich Lajya anfühlt, ich kann die volle Bedeutung des Begriffs nicht rekonstruieren.

## **2. Über den Gegenstandsbereich der Interkulturellen Kommunikation**

Es ist an dieser Stelle sinnvoll, die Darstellung konkreter Kommunikationsprobleme kurz zu verlassen und einige grundsätzlichere Überlegungen über den Gegenstandsbereich der Interkulturellen Kommunikation einzuflechten. Das erste kleine Beispiel handelte von einem Verständnisproblem zwischen dem Sprecher einer Jugendsprache und einem Erwachsenen. Ist das schon interkulturelle Kommunikation? Im zweiten Beispiel ging es um das Nichtverstehen zwischen Sprechern des Spanischen und des Englischen, obwohl sie einer gemeinsamen, sprachlich sehr eng regulierten Berufskultur entstammen. Ist das trotzdem interkulturelle Kommunikation? Das dritte Beispiel schließlich hat zwar die Glaubenswelt der Bewohner eines indischen Bundesstaates zum Hintergrund, die eigentlichen Schwierigkeiten ergeben sich aber aus der prinzipiellen Unvereinbarkeit der Erfahrungswelten von Männern und Frauen – ist das interkulturell? Was bitte ist der Gegenstandsbereich der interkulturellen Kommunikation?

Vom Schweizer Schriftsteller Franz Hohler gibt es eine wunderbare Erzählung von einem Mann, der versucht, Ordnung in die Dinge seines häuslichen Alltags zu bringen.<sup>6</sup> Bei einigen Sachen gelingt ihm das ganz gut. So gibt es zum Beispiel eine Schachtel für Befestigungsmaterial, in der er Bilderhaken und Reißzwecken sammelt. In einer anderen Schachtel verstaut er Verpackungsmaterial und in einem Kellerregal Dinge, die man zum Einmachen benötigt. So weit, so gut. Dann fallen ihm Gummiringe in die Hände. Erst legt er sie zum Verpackungsmaterial – aber nein, das stimmt ja nicht, da sind ja auch solche dabei, die man für Einweckgläser benötigt und solche, mit denen man die Flügel auf einem Modellflieger befestigt. Soll man die Gummiringe ihrem Einsatzzweck entsprechend auf verschiedene Lagerorte aufteilen? Das geht auch nicht, denn manchmal braucht man einen Gummiring einfach so – vielleicht für etwas ganz Neues, und wo sollte man dann suchen? Soll man vielleicht alle Gummiringe zusammen in eine eigene Schachtel legen? Auch falsch, denn dann fehlen einem die Gummiringe, wenn man zum Beispiel etwas verpacken möchte. Es geht nicht, es gibt keine befriedigende Lösung für die Gummiringe, man kann sie nirgends hin tun. Der Mann in Hohlers Erzählung wird über diesem Problem verrückt.

Ähnlich geht es einem, wenn man anfängt, über den Gegenstandsbereich und vor allem über die Grenzen interkultureller Kommunikation nachzudenken. In der breiteren Öffentlichkeit wird „interkulturelle Kommunikation“ häufig mit „internationaler Kommunikation“ gleichgesetzt, z.B. anlässlich von Verhandlungen zwischen deutschen und chinesischen Wirtschaftsführern. Der Begriff der Nation als Definiens für interkulturelle Kommunikation ist auf den ersten Blick vielleicht einleuchtend, auf den zweiten aber schon nicht mehr. Man denke beispielsweise an die vielen Kommunikationsprobleme im Zusammenhang mit der deutschen Wiedervereinigung, die es, da beide Staaten ganz offiziell Teil einer Nation, dann gar nicht hätte geben dürfen.<sup>7</sup>

Auch die Idee, „Sprache“ als Kriterium zu verwenden, resultiert in gravierenden Problemen. Auf der einen Seite ist es klar, dass Kommunikation schwierig wird, wenn der gemeinsame Zeichenvorrat begrenzt ist. Auf der anderen Seite kann es, erstens, zwischen Menschen des gleichen Sprachraumes erhebliche kulturelle Differenzen geben – man denke etwa an die riesigen englischen oder spanischen Sprachräume – und außerdem kann man, zweitens, zeigen, dass eine gemeinsame Sprache unter bestimmten Bedingungen die Wahrscheinlichkeit für Missverständnisse erhöht, wenn nämlich die Sorgfalt nachlässt, mit der Zeichensequenzen dekodiert werden: Ich glaube zu verstehen, was der andere sagt, passe nicht richtig auf, überhöre wesentliche Nuancen - und missverstehe, was er meint.<sup>8</sup>

Wäre vielleicht der Beruf ein brauchbarer Kandidat?<sup>9</sup> Schließlich weiß jeder, dass sich Ingenieure und Betriebswirte nicht verstehen und dass niemand so prächtig aneinander vorbei reden kann wie Psychologen und Soziologen. Aber auch das kann es nicht sein. Im „Spiegel“ vom 21. Januar 2008 wurde beispielsweise von einem Kampf der Kulturen berichtet, der anlässlich der Übernahme der Mehrheit am Volkswagenkonzern durch Porsche entbrannt sei. Offenbar können sogar Autobauer aus Stuttgart-Zuffenhausen und solche aus Wolfsburg – gleiche Nation, gleiche Sprache, gleicher Beruf – aus kulturellen Gründen in Kampf geraten!

Man kommt so nicht weiter. Organisation, Generation, Geschlecht oder Gruppenzugehörigkeit taugen ebenso wenig wie die genannten Konzepte dazu, interkulturelle Kommunikation von intrakultureller Kommunikation kategorial sauber zu trennen. Manche Wissenschaftler gehen deshalb den umgedrehten Weg, den zu den größeren Konzepten. So gibt es Versuche, geographische Raumbegriffe als Ordnungsprinzipien zu verwenden. Hier baut man auf ehrwürdigen anthropologischen Traditionen – man denke an Margaret Mead und Ruth Benedict oder auch an den Historiker Johannes Scherr<sup>10</sup> – die aber in Zei-

ten von Migration und Mobilität an Überzeugungskraft eingebüsst haben. Bleibt schließlich noch die Religion als einheitsstiftende kulturelle Größe. Samuel Huntington hat sie mit seinem Aufsehen erregenden Buch über den „Clash of Cultures“<sup>11</sup> in diesem Zusammenhang wieder ins Gespräch gebracht – der interkulturellen Kommunikation hat er damit weder theoretisch noch praktisch weitergeholfen. Ich werde diesen Aspekt etwas später nochmals aufgreifen.

Es geht einem mit der interkulturellen Kommunikation wie Hohlers Mann mit den Gummiringen: es gibt keine verlässlichen kategorialen Zuordnungen und Grenzen. In einem solchen Fall bleibt einem nur die Pragmatik: Interkulturelle Kommunikation findet dann statt, wenn Menschen miteinander interagieren, deren Handeln nicht nur durch ihre jeweiligen Idiosynkrasien determiniert ist, sondern auch durch ihren erfahrungsweltlichen Kontext, den sie zwar mit anderen Menschen teilen, der sie in bestimmten Aspekten systematisch von ihrem Gegenüber unterscheidet. Welche Aspekte diese sind, welche Erfahrungswelt jeweils gemeint ist, welcher Kulturbegriff jeweils verwendet wird, muss dann aber auch dazu gesagt werden<sup>12</sup>. So gesehen kann eine Auseinandersetzung zwischen einem deutschen Chirurgen und einem deutschen Anästhesisten in einem bestimmten Kontext ebenso interkulturelle Kommunikation sein wie das Gespräch zwischen zwei Diplomaten verfeindeter Nationen<sup>13</sup>.

### **3. Denkprozesse und ihre Rolle in der interkulturellen Kommunikation**

Ich möchte nun die abstrakte Ebene verlassen und mich wieder den konkreten Schwierigkeiten interkultureller Kommunikation zuwenden. Ich sprach im ersten Teil meiner Vorlesung von Schwierigkeiten, die mit „Sprache“ im weiteren Sinne zu tun haben. Interkulturelle Kommunikation kann aber auch durch unterschiedliche Denkgewohnheiten erschwert werden. Was ist damit gemeint? Als Denken bezeichnet man die Organisation elementarer kognitiver Prozesse zum Zwecke der Erreichung eines bestimmten Ziels. Wir haben damit drei relevante Bestimmungstücke des Denkens: Die elementaren kognitiven Prozesse, die Organisation derselben und die Ziele<sup>14</sup>. Was die elementaren kognitiven Prozesse anbelangt, so teile ich mit der Mehrheit der Kognitionswissenschaftler die Ansicht, dass diese universell sind, sich also nicht systematisch zwischen kulturellen oder meinetwegen auch ethnischen Gruppen unterscheiden<sup>15</sup>. Unterschiedliche Zielvorstellungen werden hier nicht behandelt<sup>16</sup>, denn verschiedene Formen der Organisation kognitiver Prozesse sind interessanter, weil sie sich in der interkulturellen Kommunikation oft auf recht subtile Weise bemerkbar machen:

Eine großes deutsches Unternehmen, das auf der ganzen Welt Kraftwerke errichtet, hat eine „schnelle Eingreiftruppe“ aufgebaut – eine Gruppe von spezialisierten Ingenieuren, die im Falle der Havarie eines Kraftwerkes dorthin geflogen wird, um das Kraftwerk so schnell wie möglich wieder ans Netz zu bringen. Diese Gruppe besteht aus deutschen und US-amerikanischen Ingenieuren und nach Jahren der Zusammenarbeit hat sich dort folgende Arbeitsteilung entwickelt: Sobald dieses Team am Ort eines havarierten Kraftwerks ankommt, begeben sich die deutschen Ingenieure in die Anlage, um Ausmaß und Ursache des Schadens zu erforschen. Die amerikanischen Kollegen beziehen solange das Hotel. Sobald die Schadensanalyse abgeschlossen ist, stoßen die Amerikaner dazu und schicken nunmehr die deutschen Ingenieure mit den Worten „Now you guys get out of here, we'll fix it!“ ins Hotel zum Schlafen.

Es scheint in diesem Fall also so zu sein, dass die Form des Denkens, die für die analytische Durchdringung eines komplexen Problems notwendig ist, von den deutschen Ingenieuren besser beherrscht wird. Ein Denken dagegen, das Mittel und Wege ersinnt, um ein definiertes Ziel schnellstmöglich zu erreichen, scheint eher den US-amerikanischen Ingenieuren zu liegen.

Man kann derartige Unterschiede auch systematisch erforschen. So haben wir beispielsweise Führungskräfte aus verschiedenen kulturellen Kontexten dabei beobachtet, wie sie mit einem bestimmten betriebswirtschaftlich angelegten computersimulierten Planspiel umgehen. Stellen Sie sich also beispielsweise vor, Sie erhielten einen Brief von einem Rechtsanwalt, der sie darüber informiert, dass sie irgendwo in Malaysia eine Textilmanufaktur geerbt haben. Die Firma war im Besitz eines Großonkels von Ihnen, der, vor Jahrzehnten ausgewandert, von der Familie längst vergessen worden war und Sie sind nun der einzige Erbe. Sie fliegen nach Malaysia und finden die Manufaktur und auch in einer Art Buchhaltung eine Fülle von Zahlen und Fakten, die allerdings offenbar ohne klares System zusammengeschludert sind. Falls Sie dieses Erbe genießen wollen, müssen Sie, so die Bedingung des Großonkels, die Firma erstmal persönlich wieder „auf Vordermann“ bringen<sup>17</sup>.

Wie gehen Sie an diese Aufgabe heran? Deutsche Betriebswirte aus einem bestimmten industriellen Segment ähneln sich in ihrem Vorgehen sehr stark: Sie arbeiten analytisch-deduktiv. Sie analysieren das vorhandene Zahlenmaterial, versuchen die Lücken zu schließen, holen zusätzliche Informationen ein und streben insgesamt danach, Struktur in das Chaos zu bringen. Das fordert unendlich viel Mühe und Konzentration, das dauert ewig – erlaubt es den Betriebswirten aber dann, mit gezielten, oft recht drastischen Entscheidungen den Neuaufbau der Manufaktur in die Wege zu leiten.



Auch indische Betriebswirte aus einem bestimmten industriellen Segment ähneln sich in ihrer Vorgehensweise, die sich allerdings von der ihrer deutschen Kollegen deutlich unterscheidet: Sie werfen meist nur einen kurzen Blick auf den Zahlensalat und fangen statt dessen damit an, etwas zu tun: Hier eine kleine Veränderung, dort ein rascher Impuls, hier probiert man mal dieses aus, dort jenes. Nichts davon ist wirklich geplant, aber nichts davon ist auch wirklich riskant. Statt dessen achten diese Betriebswirte sehr genau auf die Rückmeldungen und versuchen durch andauernde sanfte Anpassungen, das weitere Schicksal dieser Manufaktur in die richtige Richtung zu lenken. Wenn man auch dafür ein Schlagwort verwenden will, so könnte man dieses Vorgehen als induktiv-feedbackorientiert bezeichnen – oder umgangssprachlich: sie beherrschen die Kunst des Durchwurstelns<sup>18</sup>.

Es ist offensichtlich, dass derartige Unterschiede bei der Organisation von Denkprozessen zu heftigen Irritationen in der konkreten Zusammenarbeit führen können. Die sogenannte Management-Literatur ist voll von Fallgeschichten über Mergers, Fusionen und interkulturelle Projektteams<sup>19</sup>, die gar nicht so sehr an irgendwelchen Sprachproblemen, sondern an den mit Denkgewohnheiten verbundenen Schwierigkeiten gescheitert sind.

Ich bin selbst einmal beim Versuch eines Mergers gescheitert, wobei aber noch ein anderer Aspekt des Denkens eine entscheidende Rolle spielte: Vor Jahren, noch als recht junger Wissenschaftler, wollte ich gemeinsam mit einem indischen Kollegen ein Buch über ein uns beide interessierendes Thema schreiben. Wir hatten uns drei Tage reserviert, um uns über die genaue Thematik, Konzeption und wesentliche Inhalte zu einigen. Als deutscher Wissenschaftler bereitete ich diese Klausur selbstverständlich vor und erarbeitete ein siebenseitiges Exposé welches, ausgehend von einer Klärung der zentralen Begriffe, den verschiedenen Verästelungen unseres Themas nachspüren wollte. Mein indischer Kollege erzählte Geschichten. Jedes mal wenn ich anfang „Lass uns doch mal die Begriffe klären, mit denen wir arbeiten wollen!“ erzählte er noch eine Geschichte, die natürlich irgendwie mit dem Thema zusammenhing, aber die Klarheit meines Denkens keineswegs beförderte.

Das Buch ist nie geschrieben worden und das Exposé verstaubt heute noch in irgendeinem Ordner.<sup>20</sup> Warum ist dieser Versuch einer wissenschaftlichen Zusammenarbeit gescheitert? Ich glaube, es hat etwas mit meiner damals völlig unreflektierten Neigung zum Denken in Allgemeinbegriffen zu tun. Allgemeinbegriffe sind hochabstrakte Schemata, die eine Vielzahl realer Phänomene im Hinblick auf ihre Erscheinungsformen und ihre Beziehungen zu anderen Aspekten der Realität zusammenfas-

sen. Die Definition von Denken, die ich Ihnen zu Beginn dieser Etappe gegeben habe, war ein typisches Beispiel.

Mittlerweile weiß ich, dass die Neigung zum Denken in Allgemeinbegriffen zu einem bestimmten intellektuellen Stil gehört, der besonders in Deutschland gepflegt wird. Dieser Stil erklärt unter anderem die großen Erfolge der deutschen Philosophie und Mathematik und es gibt eine faszinierende Debatte darüber, woher diese Neigung zum Denken in Allgemeinbegriffen kommt, inwieweit sie etwa mit unserer spezifischen Anwendung der Grundlagen des römischen Rechts zu tun haben könnte. Ich will diese Debatte hier nicht nachzeichnen, sondern nur betonen, dass es auch andere intellektuelle Stile gibt. Stile, die z.B. das Denken in Metaphern und Analogien sowie die Benutzung relativer Begriffe und kompartmentalisierter Theorien bei weitem vorziehen<sup>21</sup>. Mein indischer Kollege etwa liebte die spezifische Unschärfe der in einer Geschichte verpackten Metapher und hielt diese für viel spannender als – und für genauso wissenschaftlich! wie – ständige Begriffsklaubereien.

#### **4. Über den Ort Interkultureller Kommunikation**

Unreflektierte Denkgewohnheiten können also ebenfalls eine Ursache für das Scheitern interkultureller Kommunikation darstellen. Um nun zur Diskussion über den richtigen Ort für die Interkulturelle Kommunikation (mit großem I) überzuleiten, greife ich noch einmal auf Hohlers Geschichte über den Mann mit den Gummiringen zurück: Es ist vermutlich deutlich geworden, dass diese Geschichte hier als Gleichnis benutzt wird. Es geht ja der Interkulturellen Kommunikation wie den Gummiringen: Man braucht sie, aber man weiß nicht, wohin damit. Diese Antrittsvorlesung betrifft eine Professur mit der Denomination „Interkulturelle Kommunikation“, sie wird gehalten von einem gelernten Psychologen an einer Philosophischen Fakultät. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Warum ordnet man die Interkulturelle Kommunikation nicht den Wirtschaftswissenschaften zu oder den Sozial- und Verhaltenswissenschaften oder meinetwegen auch den Erziehungswissenschaften, der Publizistik oder irgend einer der heute so beliebten „Area Studies“? Jede dieser Zuordnungen hätte ihre Berechtigung, in jedem dieser Felder beschäftigen sich Wissenschaftler mit Problemen der interkulturellen Kommunikation, aus jedem dieser Fächer empfängt die Interkulturelle Kommunikation Anregungen. An anderen Hochschulen schlagen sich diese Beziehungen ja durchaus in entsprechenden fakultären Zuordnungen nieder.

Was spricht also dafür, die Philosophische Fakultät als die angemessene Heimat Interkultureller Kommunikation anzusehen? Ich denke, es gibt ein Haupt- und ein Nebenargument, das diese

Zuordnung rechtfertigt. Das Hauptargument bezieht sich auf die Tatsache, dass sich die Fächer einer philosophischen Fakultät mit den Grundfragen der *conditio humana* beschäftigen; es sind Fächer, die keine wohlfeilen Problemlösungen anbieten, sondern die Grundlagen für dauerhafte Problemlösungen schaffen. Die Beschäftigung, der Umgang mit dem Fremden ist eines der Grundprobleme des menschlichen Daseins und es ist deswegen notwendig, Interkulturelle Kommunikation nicht als schnelllebigen Modetrends unterworfenen Anwendungswissenschaft zu konzipieren, sondern als Querschnittsdisziplin, die für interkulturelle Problemlösungen notwendigen historischen, anthropologischen, psychologischen, philosophischen und philologischen Grundlagen reflektiert. Um mein Gleichnis ein letztes Mal zu strapazieren: Die Gummiringe gehören dorthin, wo man all die Dinge aufbewahrt, die man braucht, um für Notfälle gerüstet zu sein. Sie gehören eben weder zum Verpackungsmaterial, noch zu den Dingen zum Einmachen, noch in eine eigene Schachtel, sondern dorthin, wo die Zange liegt, der Draht, der Spannungsprüfer und die Taschenlampe.

Mein Nebenargument für die fakultäre Zuordnung ist eher pragmatischer Natur. Jacques Derrida beschreibt die ideale Universität als Institution, die die Wahrheit zum Beruf macht; als Institution, die öffentlich erklärt und gelobt, ihrer uneingeschränkten Verpflichtung gegenüber der Wahrheit nachzukommen. Die reale Universität dagegen, so meint er, gibt sich preis und verkauft sich, sie wird zur „Geisel von Fachbereichen [...], auf die sich die Investitionen konzentrieren, die ein der akademischen Welt fremdes Kapital für rentabel hält.“<sup>22</sup> Interkulturelle Kommunikation wird enorm stark nachgefragt, als Studienfach wie als Dienstleistung. Damit ist sie in Gefahr, korrumpiert zu werden. Um der Gefahr der Vereinnahmung durch außerakademische Interessen zu entgehen, um sich auf ihre querschnittlichen Aufgaben konzentrieren zu können, bedarf sie des Schutzes. Es ist meine Hoffnung, dass die Philosophische Fakultät in diesem Zusammenhang ein besseres Korrektiv darstellt, als dies andere Fakultäten leisten können.

## **5. Weltanschauung, das Bedürfnis nach Bestimmtheit und interkulturelle Kommunikation**

Unter dieser Überschrift geht es um eine dritte und vielleicht besonders kritische Klasse von Ursachen für die Schwierigkeiten der interkulturellen Kommunikation. Ich hatte ja oben bereits angekündigt, auf die Bedeutung von Weltanschauungen für die interkulturelle Kommunikation eingehen zu wollen und in diesem Zusammenhang auch Samuel Huntingtons These vom „Kampf der Kulturen“ kritisch zu beleuchten. Huntington kon-

struiert Großräume, deren kulturelle Homogenität sich aus ihren gemeinsamen religiösen Grundlagen ergibt. Geschichte, so meint er, lässt sich verstehen als Folge von Auseinandersetzungen zwischen solchen religiös geprägten kulturellen Großräumen und er prognostiziert uns allen eine Zukunft, die durch den Kampf zwischen unserer abendländisch-christlichen und der arabisch-islamischen Kultur geprägt werde.

Der Islam und das Abendland, religiöser Fanatismus und interkulturelle Kommunikation – das sind in der Tat brennend aktuelle Themen, die uns fast täglich aus den Zeitungsseiten entgenspringen und auf denen das Böse – oder doch zumindest das Unverständliche – in der Regel bei „den Anderen“ gesehen wird. Man könnte in der Aufregung um Al Kaida, Taliban und Gotteskrieger glatt vergessen, dass auch unsere eigene Geschichte ganz erstaunliche fundamentalistische Episoden kennt. Eines der - meiner Ansicht nach - faszinierendsten Beispiele für die Dynamik weltanschaulicher Auseinandersetzungen ist das Täuferreich von Münster in den Jahren 1534 und 1535. Lassen Sie mich kurz die Geschichte dieses Reiches nachzeichnen:<sup>23</sup>

Die Reformation führte keineswegs geradlinig zu dem, was wir heute als Protestantismus kennen. Vielmehr bildete sich eine Vielzahl von größeren und kleineren Gruppierungen, die sich zwar in ihrer Ablehnung der römischen Kirche einig waren, ansonsten aber recht widersprüchliche religiöse und soziale Positionen vertraten. Einer der theologischen Streitpunkte war die Taufe. Eine Bewegung, die wir heute zusammenfassend als „die Wiedertäufer“ bezeichnen, war der Ansicht, dass die Taufe nur dann gültig sei, wenn man sich in Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und unter Kenntnisnahme aller Konsequenzen für Christus entscheide. Die Wiedertäufer lehnten – und lehnen – daher die Kindstaufe ab und praktizierten die Erwachsenentaufe.

Aus verschiedenen Gründen fanden diese Wiedertäufer – oder einfacher: die Täufer – in Niederdeutschland und den Niederlanden besonders viel Resonanz und einer ihrer wichtigsten Prediger, Jan Matthys, erklärte 1533, dass die Zeit der Trübsal nunmehr vorbei sei, dass Christus bald auf die Erde zurückkehre und dass die Stadt Münster als das Neue Jerusalem ausersehen sei, wo selbst alle wahren Christen die Ankunft des Herrn vorbereiten sollten. Demzufolge kam es ab Anfang 1534 zu einem starken Zustrom von Täufern nach Münster.

Wo liegt das Problem? ist man heute geneigt zu fragen. Dann sollen die, die das wollen, sich eben ein zweites Mal taufen lassen, dann hat die liebe Seele ihre Ruh'! Leider war es so einfach nicht. Das Problem ist, dass aus der Sicht eines Täufers alle Nicht-Täufer keine Christen sind, weil die Kindstaufe ja ungültige Scharlatanerie ist. Ein wahrer Christ, wenn er in Christo leben will, darf sich aber nicht mit Nicht-Christen gemein machen.

Und wenn man Pfarrer als unchristliche Ketzer, Kirchen als entweiht und die Obrigkeit als heidnisch betrachtet, wird aus einer theologischen Spezialfrage schnell ein fundamentales Problem des Zusammenlebens.

Es ist spannend zu sehen, wie in den anderthalb Jahren, die das Täuferreich von Münster existierte, die Behandlung dieses Problems all jene Phänomene hervorbrachte, die wir heute geneigt sind, vor allem im Zusammenhang mit dem islamischen Fundamentalismus wahrzunehmen. Einige Beispiele:

Innerhalb von wenigen Wochen kam es zu einer völligen Übernahme der Macht in Münster durch die Täufer. Wurden zunächst nur die Kirchen übernommen, die Klöster aufgelöst und sämtliche katholischen und nicht-täuferischen protestantischen Geistlichen der Stadt verwiesen, kam es bald darauf zu einer umfassenden Säuberung der Stadt von Nicht-Täufern, die sich in den letzten Säuberungswellen durch erhebliche Grausamkeit auszeichnete.

Die bald einsetzende Belagerung der Stadt durch den (katholischen) Bischof von Köln führte einerseits zu einem Zuzug ausländischer – hier: niederländischer – Kämpfer, sie veranlasste die Täufer andererseits dazu, die Stadt hervorragend zu befestigen und ein effektives Militärreglement zu entwickeln, das es erlaubte, den bald hoch überlegenen Truppen des Bischofs ein gutes Jahr lang erfolgreich Widerstand zu leisten, der schließlich erst durch einen Verrat beendet werden konnte.

Es kam im Zuge der Belagerung wiederholt zu Selbstmordattentaten. So stürzte sich beispielsweise der eben erwähnte Prediger Jan Matthys im Zustand einer religiösen Elevation mit einer Handvoll Glaubensgenossen auf die Belagerer und richtete dort ein erhebliches Blutbad an, bevor er mit seinem Stosstrupp den Tod fand. Eine Täuferin schlich sich, dem Vorbild Judits folgend, aus der Stadt und versuchte (erfolglos), den belagernden Bischof zu verführen, um ihn im Bett zu ermorden.

Im Inneren kam es zu einer zunehmenden Radikalisierung der täuferischen Ideologie, die bald sämtliche Bereiche des menschlichen Lebens umfasste. Sehr deutlich wird das in einem Aufruf, den die Täufer am 15. April 1534 an die Belagerer richteten:

Allen Völkern jedes Alters, die Münster, die christliche Stadt des allerhöchsten Gottes, mit der Belagerung bedrängen: [...] Damit aber jeder von euch einsehe und genauer bei sich überlege, was er tut und gegen wen er die Waffen führt, so werden wir über unseren Glauben und unser Leben kurz Rechenschaft geben. [...] Wir wissen auch und glauben, dass der ewige Gott die, die ihn fürchten und auf seinen Wegen wandeln, liebt, dagegen alle Übeltäter auf der Welt gewaltig hasst. [...] So ist unser Leben vor Gott so eingerichtet, dass wir keinen unter uns, der sich

durch Übeltaten straffällig macht, ungestraft lassen, auf dass wir nicht solche Frevel und ungeheure Sünden, wie sie über uns unverschämter Weise unter euch erdichtet werden, duldeten und geschehen ließen. [...] Also fürchten wir nicht, was der Antichrist, die Priester, die Mönche und die Schlaueit des Teufels mit seiner ganzen Rotte und mit den Pforten der Hölle selbst gegen uns unternehmen. Unser in Christo verborgenes Leben nimmt erst seinen Anfang, wenn dies Fleisch die Sterblichkeit abgelegt hat. Dann werden die Feinde, die wider den Stachel Jesu Christi löcken, gebrochen und verworfen zu Schanden werden. Deshalb bekehrt euch und erkennet, solange ihr könnt, eure Irrtümer!

Diese Radikalisierung spiegelte sich auch in der Gesetzgebung wider. So wurde auf der einen Seite ein äußerst striktes und rigides Strafreglement eingeführt, auf der anderen Seite aber auch Privatbesitz verboten und die volle Gütergemeinschaft aller täuferischen Brüder und Schwestern verfügt. Unter Matthys' Nachfolger Jan Bockelson van Leiden entwickelte sich das Täuferreich fast ins Groteske. So erlaubte und förderte er u.a. die Polygamie in Münster (was auf Zeitgenossen wie spätere Kommentatoren besonders erregend wirkte) und gründete schließlich den Staat Israel auf deutschem Boden, dem er selbst als oberster König und von Gott Gesandter vorstand.

Nach dem Fall und der Plünderung der Stadt wurden die Anführer der Täufer – selbstverständlich nach gebührender Folter – hingerichtet und ihre Leichname in eisernen Käfigen am Turm von St. Lamberti aufgehängt, „allen unruhigen Geistern zur Warnung und Schrecken“. Und all das wegen einer Uneinigkeit über den richtigen Zeitpunkt für die Taufe! Warum können weltanschauliche Differenzen so verheerende Auswirkungen auf die interkulturelle Kommunikation haben oder, wie in diesem Fall, kulturelle Differenz überhaupt erst herstellen? Um diese Frage zu beantworten, ist es notwendig, sich mit einigen der anthropologischen Grundlagen des Menschseins zu beschäftigen:

Ausgangspunkt ist die grundlegende theoretische Annahme, dass Menschen ein Bedürfnis nach Bestimmtheit haben. Wir erleben Bestimmtheit, wenn wir vorhersehen können, was als nächstes geschehen wird – wenn also unsere Welt bestimmten Regeln folgt und wir Einsicht in diese Regeln haben. Wir erleben Bestimmtheit aber auch, wenn wir Kontrolle haben, wenn wir beeinflussen können, was geschieht, wenn wir in der Lage sind, Schaden von uns fern zu halten.<sup>24</sup>

Dies ist eine universelle Annahme, die aber sogleich präzisiert werden muss. Das Bedürfnis nach Bestimmtheit variiert nämlich mit dem Lebensalter. Bei Kindern ist das Bedürfnis nach Bestimmtheit hoch, Kinder brauchen Sicherheit. In der Adoleszenz

und im jüngeren Erwachsenenalter nimmt das Bedürfnis nach Bestimmtheit rapide ab um dann im weiteren Verlauf des Lebens allmählich wieder anzusteigen.<sup>25</sup> Das ist der Grund dafür, warum sich manche jungen Menschen voller Begeisterung der Faszination fremder Kulturen hingeben. Die gleichen Menschen aber, wenn sie älter geworden sind, verbringen ihren Sommerurlaub 17 Jahre hintereinander auf dem gleichen Zeltplatz an der Adria und quittieren es mit Unmut, wenn der Pächter der lokalen Pizzeria wechselt. Dieses Entwicklungsprinzip hat, das sei nur nebenbei erwähnt, gravierende Auswirkungen auf Maßnahmen zur Förderung interkultureller Kommunikation. Ein Programm, das auf der Unbestimmtheitslust junger Menschen aufbaut, kann für ältere geradezu kontraindiziert sein und umgedreht.

Zurück zur Theorie: Das Erleben von Bestimmtheit kann sich aus verschiedenen Quellen speisen. Bestimmtheit kann z.B. aus einer beglückenden Partnerschaft resultieren, aus einer verlässlichen Position in der Großfamilie, aus einem stabilen Freundeskreis, aus beruflicher Sicherheit, aus einem zuverlässig geregelten Alltag, aus materiellem Wohlstand natürlich, und vielem anderen – vor allem aber eben auch aus der Tatsache, dass man Erklärungen dafür hat, was in der Welt um einen herum so passiert – aus der Weltanschauung. Diese verschiedenen Bestimmtheitsquellen können sich im übrigen gegenseitig kompensieren: Menschen können z.B. privates Chaos eine Zeitlang durch berufliche Sicherheit ausgleichen und umgedreht.

Wenn man über Weltanschauungen spricht, bezieht man sich gewöhnlich auf die Inhalte. So ist dann von einer christlichen Weltanschauung die Rede oder einer islamischen, von einer sozialdemokratischen oder einer neoliberalen, von einer konservativen oder einer progressiven. Das hat seine Berechtigung, im vorliegenden Zusammenhang ist aber wichtiger, dass man Weltanschauung auch nach formalen strukturellen Kriterien beschreiben kann. Ein solches strukturelles Kriterium ist beispielsweise die Differenziertheit. Ein Mensch kann eine sehr undifferenzierte Weltanschauung haben, mit der er alles, was geschieht auf wenige, zentrale Grundprinzipien zurückführt. Eine differenzierte Weltanschauung verfügte demgegenüber über vielfältige, mit allerlei einschränkenden Bedingungen versehene Erklärungsmodelle. Eine Weltanschauung kann, das wäre ein zweites Kriterium, unterschiedlich rigide sein, also in unterschiedlichem Ausmaß offen für die Integration neuer Erfahrungen. Und schließlich können Weltanschauungen in unterschiedlichem Maße kohärent bzw. widerspruchsfrei sein.<sup>26</sup>

Diese Überlegungen haben eine hohe Relevanz für die Ausgestaltung interkultureller Kommunikationsprozesse: Jede interkulturelle Begegnung bedeutet für die Teilnehmer zunächst und

vor allem eine Verringerung der Bestimmtheit. Mein Partner denkt, redet, handelt auf eine Art und Weise, die ich nicht oder nur schlecht verstehe und die ich nicht oder nur schlecht erklären kann. Wie Menschen mit dieser unbestimmten Situation umgehen, ob sie lustvoll darin aufgehen, ob sie konstruktiv nach Verständnis suchen oder ob sie mit schnellen, meist abwertenden Urteilen bei der Hand sind, hängt nicht zuletzt von den strukturellen Eigenschaften ihrer Weltanschauung ab: Eine wesentliche Voraussetzung für das Gelingen des Kommunikationsprozesses ist die Bereitschaft der Interaktionspartner, ihre Erklärungsmodelle ständig zu erweitern, zu revidieren, zu korrigieren. Verallgemeinert ausgedrückt: interkulturelle Kommunikation setzt eine einigermaßen differenzierte, wenig rigide Weltanschauung voraus, die Widersprüchlichkeiten zulässt.<sup>27</sup>

In diesem Zusammenhang wird nun das eben erwähnte Kompensationsprinzip wichtig: Eine differenzierte, flexible, widerspruchsfreundliche Weltanschauung kann man sich dann „leisten“, wenn das Bestimmtheitsbedürfnis aus anderen Quellen hinreichend befriedigt wird. Ist das nicht der Fall, sei es aus materieller oder sozialer Not oder weil die Zahl der Feinde groß, braucht man Bestimmtheit – fast um jeden Preis. Und wenn sonst nichts hilft, gewinnt man Bestimmtheit am besten durch eine radikale Vereinfachung seiner Weltanschauung. Man teilt die Welt in schwarz und weiß und gut und böse – und wird sicher. Man weiß, was man tun muss und was nicht, wer dazugehört und wer nicht, was kommen wird und was nicht. Man kann aufhören, zu denken.

Die Geschichte des Täuferreiches von Münster kann als „historisches Experiment“ zum Zusammenhang von Bestimmtheit, strukturellen Veränderungen der Weltanschauung und dem Zusammenbruch von Kommunikationsmöglichkeiten interpretiert werden. Wenn man die anthropologische Grundannahme von der Bedeutung des Bedürfnisses nach Bestimmtheit akzeptiert, dann ist es natürlich, dass sich aus dem immer enger werdenden Belagerungsring, der Auflösung der inneren Ordnung der Stadt, der schwieriger werdenden Nahrungsversorgung und dem Verlust sozialer Bindungen eine Radikalisierung der Ideologie ergibt, verbunden mit einem drakonischen Militär- und Zivilreglement. Es ist ebenso natürlich, dass mit der Gegenseite kein theologischer Diskurs mehr stattfinden kann, sondern nur noch ein Austausch der Axiomatik, der im übrigen vor allem der Selbstexkulpation dient: Man hat dem Gegner eine letzte Chance gegeben einzusehen, dass er sich irrt, bevor man ihn erschlägt.<sup>28</sup>

Ich denke, ich muss nicht besonders betonen, dass ich der Ansicht bin, dass dieser Zusammenhang zwischen Bestimmtheit, Struktur von Weltanschauung und kommunikativer Offenheit



auch dabei helfen kann, aktuelle Schwierigkeiten interkultureller Kommunikation besser zu verstehen. Scharia, Türkenhass, evangelikaler Fundamentalismus sind Stichworte, die auf weltanschauliche Schwierigkeiten verweisen – auf solche allerdings, die wenig mit den Inhalten der jeweiligen Weltanschauung zu tun haben, dafür aber umso mehr mit ihren strukturellen Eigenschaften. Samuel Huntington begeht daher mit seiner These von der weltanschaulichen Unvereinbarkeit von christlicher und islamischer Welt einen Denkfehler, weil er die notwendige Differenzierung der inhaltlichen und der strukturellen Aspekte von Weltanschauungen nicht beachtet.

Ich bin damit am Ende dieser kleinen Reise durch das Gebiet der Interkulturellen Kommunikation angekommen. Ich habe über Schwierigkeiten gesprochen, die mit Sprache zu tun haben – „barzen“ heisst übrigens soviel wie „organisieren“, „regeln“ – über solche, die aus unreflektierten Denkgewohnheiten resultieren und aus dogmatisierten Weltanschauungen. Ich hoffe darüber hinaus gezeigt zu haben, dass Interkulturelle Kommunikation ein schwieriges, aber zugleich auch lohnendes Forschungsgebiet darstellt, ein Forschungsgebiet, das nicht nur faszinierende Phänomene behandelt, sondern auch theoretisch ausgesprochen spannend ist.

---

<sup>1</sup> Die z. Zt. wohl umfassendste Übersicht bieten J. Straub, A. Weidemann & D. Weidemann (Hrsg.) (2007). *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz: Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder*. Stuttgart: Metzler.

<sup>2</sup> Theo Herrmann hat sehr viel über Sprache publiziert. Wer sich nicht mit dem von ihm herausgegebenen knapp 1000-seitigen Enzyklopädieband von 2003 beschäftigen will, sei auf die folgende, immer noch grundlegende Quelle verwiesen: Herrmann, Th. (1995<sup>2</sup>). *Allgemeine Sprachpsychologie: Grundlagen und Probleme*. Weinheim: Beltz.

<sup>3</sup> Cushing, S. (1994). *Fatal words. Communication clashes and aircraft crashes*. Chicago, Ill.: The University of Chicago Press. Dieses Buch enthält eine Fülle von Beispielen für sprachliche Missverständnisse im Bereich der Luftfahrt. Die zitierte Kommunikationskatastrophe findet sich auf den Seiten 44-45.

<sup>4</sup> Die Abbildung ist das Photo einer Wandmalerei aus dem 17. Jahrhundert aus dem Meenakshi Amman Tempel in Madurai, Tamil Nadu, Südindien. Quelle: Wikipedia in Englisch, Reproduk-

---

tionserlaubnis unter den Bedingungen der GNU Free Documentation License.

<sup>5</sup> Die hier vorgelegte Version dieser Geschichte und die nachfolgenden Ausführungen basieren auf Menon, U. & Shweder, R. A. (1994). Kali's tongue: Cultural Psychology and the power of shame in Orissa, India. In S. Kitayama & H. R. Markus (Hrsg.), *Emotion and Culture*, S. 241-284. Washington, DC: APA.

<sup>6</sup> Das menschliche Gedächtnis ist, wie ich anlässlich der Quellenrecherche feststellen muss, kein passiver Speicher, sondern ein konstruktives System: Franz Hohlers Erzählung heisst „Billiges Notizpapier“ und ist in seinem Erzählungsband *Die Rückeroberung* (München: dtv, 1995) erschienen. Von Befestigungsmaterial ist dort allerdings keine Rede. Meine Erinnerungstäuschung lässt sich auf ein Gespräch über Zwänge zurückführen, das ich anlässlich der Lektüre dieser Erzählung mit einer Kollegin führte. Trotzdem: die Anregung dazu entstammt Hohlers Phantasie.

<sup>7</sup> Das ist natürlich eine gröblich verkürzte Abhandlung eines Themas, das viel differenzierter behandelt werden müsste. Das tut z.B. K. P. Hansen in seinen Ausführungen über die „Nation als Superkollektiv“ (in *Kultur und Kulturwissenschaft*, 2003<sup>3</sup>, Tübingen: A. Francke (utb), S. 207ff), sehr lesenswert ist ferner die historische Abhandlung von H.-U. Wehler (2001). *Nationalismus: Geschichte, Formen, Folgen*. München: Beck. Einige konkrete deutsch-deutsche Schwierigkeiten werden in: S. Strohschneider (Hrsg.) (1996). *Denken in Deutschland: Vergleichende Untersuchungen in Ost und West*. Bern: Huber analysiert; die aktuelle Situation untersuchen in: J. W. Falter, O.W. Gabriel, H. Rattinger & H. Schoen (Hrsg.), (2006) *Sind wir ein Volk? Ost- und Westdeutschland im Vergleich*. München: Beck.

<sup>8</sup> Auf diese Problematik bin ich bei Volkmann (S. 17ff) gestossen: Volkmann, L.: Aspekte und Dimensionen interkultureller Kompetenz. In L. Volkmann, K. Stiersdorfer & W. Gehring (Hrsg) (2002), *Interkulturelle Kompetenz*, S. 11-37; Tübingen. Narr.

<sup>9</sup> Auch dieses Thema wird hier nur gestreift. Ausführlicher wird das Thema bei Barmeyer behandelt (Barmeyer, C. (2000). *Interkulturelles Management und Lernstile*. Frankfurt am Main: Campus), speziell handwerkliche Berufskulturen untersucht A. Fischer (2000). *Schulische Berufsausbildung im Handwerk. Eine international ausgerichtete wirtschaftspädagogische Betrachtung*. Dissertation, Universität Köln.

<sup>10</sup> Für Anthropologen aus der Generation von Benedict und Mead sind geographische Kategorien wie „Ebene“ oder „Bergland“ noch ganz selbstverständliche Kategorien kulturtheoreti-

---

schen Denkens. Statt auf die Originalquellen verweise ich auf den instruktiven Überblicksband von J. D. Moore (1997), *Visions of culture: An introduction to anthropological theories and theorists*. Walnut Creek, CA: AltaMira. Der republikanische Universalhistoriker Johannes Scherr schrieb seine wunderbare *Geschichte deutscher Cultur und Sitte* im Schweizer Exil 1852-53 (seit 1858 unter dem Titel *Deutsche Kultur- und Sittengeschichte*, zahllose Neuauflagen bis in die Zeit des Dritten Reiches, vielfach ergänzt und erweitert). Er beginnt ganz selbstverständlich mit einer ausführlichen Darstellung der geographischen Lage Deutschlands und den sich daraus ergebenden Grundstrukturen des deutschen Charakters. Nebenbei bemerkt: Scherr, glühender Nationalist, bemüht sich um eine Zusammenfassung dessen, was heute in der politischen Diskussion als „deutsche Leitkultur“ bezeichnet wird und scheitert – wenn auch auf hohem Niveau. Kulturell gesehen lässt sich „Deutschland“ nicht unabhängig vom Rest Europas denken.

<sup>11</sup> Huntington, S. Ph. (1996). *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*. New York: Simon & Schuster.

<sup>12</sup> Zum lebensweltlichen Kulturbegriff s. Bolten, J. (2007). *Einführung in die interkulturelle Wirtschaftskommunikation*. Göttingen: utb. Ich verwende hier den Ausdruck „erfahrungsweltlich“ um die Rolle von Lernprozessen für die Herausbildung kultureller Gemeinsamkeiten zu betonen. Diese Perspektive deckt sich im übrigen auch mit der Theorie multipler Kollektivitäten von K.-P. Hansen (in Vorb.).

<sup>13</sup> Überzeugende Analysen zu dieser These finden sich z.B. bei Prieto, J. M. & Martinez Arias, R. (1997). Those things yonder are no giants, but decision makers in international teams. In P. C. Earley & M. Erez (eds.), *New perspectives on international industrial/organizational psychology*, S. 410-445. San Francisco, CA: New Lexington. Speziell mit der Kommunikation zwischen Chirurgen und Anästhesisten beschäftigen sich H. Waleczek & G. Hofinger (2005). Kommunikation über kritische Situationen im OP – Schwierigkeiten, Besonderheiten, Anforderungen. In G. Hofinger (Hrsg.), *Kommunikation in kritischen Situationen*. Frankfurt am Main: Verlag für Polizeiwissenschaft, S. 121-140.

<sup>14</sup> Definition nach Dörner, D. (1979). *Problemlösen als Informationsverarbeitung*. Stuttgart: Kohlhammer.

<sup>15</sup> Zum schnellen Überblick s. dazu z.B. Anderson, J. R. (1996<sup>2</sup>). *Kognitive Psychologie: Eine Einführung*. Heidelberg: Spektrum. Sehr differenziert dagegen ist die Darstellung etwa bei Rowe, D. C., Vazsonyi, A. T. & Flannery, D. J. (1994). No more than skin deep: Ethnic and racial similarity in developmental process. *Psychological Review*, 101, S. 396-413. Eine eher testtheoretisch

---

fundierte gegensätzliche Position vertritt z.B. Lynn, R. (2003). *The geography of intelligence*. Oxford: Pergamon.

<sup>16</sup> S. aber dazu: Oerter, R. (2007). Werte - Werthaltungen - Valenzen. In G. Trommsdorff & H.-J. Kornadt (Hrsg). *Theorien und Methoden der kulturvergleichenden Psychologie*, S. 555-614. Göttingen: Hogrefe.

<sup>17</sup> Bei dieser Erzählung handelt es sich um die Rahmengeschichte der interaktiven, komplexen und dynamischen Computersimulation MANUTEX, die bereits Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts von Harald Schaub und Timothy Tisdale vom Institut für Theoretische Psychologie an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg entwickelt wurde. Die hier beschriebene Untersuchung hat folgende Quellenangabe: Ramnarayan, S. & Strohschneider, S. (1997). How organizations influence individual styles of thinking: A simulation study. *Journal of Euro-Asian Management*, 3, S. 1-29. Weitere Veröffentlichungen zur Frage der kulturellen Relativität der Organisation von kognitiven Prozessen: Schaub, H. & Strohschneider, S. (1992). Die Auswirkungen unterschiedlicher Problemlöseerfahrung auf den Umgang mit einem unbekanntem komplexen Problem. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 36, S. 117-126; Strohschneider, S. (1994). Strategien beim Umgang mit einem komplexen Problem: Ein deutsch-deutscher Vergleich. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 38, S. 34-40; Ramnarayan, S., Strohschneider, S. & Schaub, H. (1997). Trappings of Expertise and the Pursuit of Failure. *Simulation & Gaming*, 28, S. 28-43; Badke-Schaub, P. & Strohschneider, S. (1998). Complex problem solving in the cultural context. *Le travail humain*, 61, S. 1-28; Strohschneider, S. & Güss, D. (1998). Planning and problem solving: Differences between Brazilian and German students. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 29, S. 695-716; Strohschneider, S. & Güss, D. (1999). The fate of the Moros: A cross-cultural exploration in strategies in complex and dynamic decision making. *International Journal of Psychology*, 34, S. 235-252; sowie, quasi zusammenfassend, Strohschneider, S. (2001). *Kultur – Denken – Strategie: Eine indische Suite*. Bern: Huber.

<sup>18</sup> Allen, die immer noch und immer wieder daran verzweifeln, dass sich die Menschen anderswo der in hiesigen wirtschaftlichen Organisationen so beliebten Neigung zur Überplanung verweigern, zur trostreichen Lektüre zu empfehlen: Lindblom, C.E. (1959). The Science of "Muddling Through". *Public Administration Review*, 19, S. 79-88; sowie, 20 Jahre später: Lindblom, C.E. (1979). Still Muddling, not yet through. *Public Administration Review*, 39, S. 517-526.

---

<sup>19</sup> Eine kleine, bunte, aber vollständig unrepräsentative Auswahl: Abetti, P., Hirvensalo, I. & Kapji, M. (2001). Multi-cultural entrepreneurial ventures in the former Soviet Union: Case studies of Finish and American approaches in Russia, Ukraine and the Baltics. *International Journal of Entrepreneurship and Innovation Management*, 1, S. 53-72; Barmeyer, Ch. I. (2003). Interkulturelles Personalmanagement in internationalen Fusionen: Von Konflikten zur Komplementarität. In M.-O. Schwaab, D. Frey & J. Hesse (Hrsg.), *Fusionen: Herausforderungen für das Personalmanagement*, S. 169-191. Heidelberg: Recht und Wirtschaft; Doblhofer, S. & Radovic, G. (2004). Mildes Klima mit Fußangeln. *Hernsteiner*, 17 (3), 4-9.

<sup>20</sup> Zumindest in eine ähnliche Richtung geht der folgende Aufsatz: Ramnarayan, S. & Rao, R. M. (1994). Leaders in Action: Some illustrations and inferences, *Vikalpa*, 19, 3-12. Wer an einer wunderbaren literarischen Aufarbeitung des Gegensatzes von „westlicher Wissenschaft“ und „Erzählkultur“ Freude empfindet, dem sei Trojanow, I. (2006) *Der Weltensammler*. München: Hanser empfohlen. Eher didaktisch orientiert ist Lynn, L. (1999). *Teaching and learning with cases: A guidebook*. New York: Chatham House.

<sup>21</sup> Auch mit diesen Zeilen wird ein wichtiges Thema nur angerissen. Grundlegendes zum Zusammenhang zwischen Begriffen und Denkprozessen findet sich bei Dörner, D. (2000). Sprache und Gedächtnis. In J. Mittelstraß (Hrsg.), *XVIII. Deutscher Kongress für Philosophie: Vorträge und Kolloquien*, S. 529-543. Köln: Akademie Verlag. Eine sehr lesenswerte zusammenfassende Arbeit zur Problematik der linguistischen Relativität stammt Hunt, E. & Banaji, M. R. (1988). The Whorfian hypothesis revisited: A Cognitive Science View of linguistic and cultural effects on thought. In J. W. Berry, S. H. Irvine & E. B. Hunt (Eds.), *Indigenous Cognition: Functioning in cultural context*, pp. 57-84. Dordrecht: Martinus Nijhoff. Zum Thema „intellektuelle Stile“ lässt sich auf folgende Quellen verweisen: Galtung, J. (1985). Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über saxonische, teutonische, gallische und nippische Wissenschaft. In A. Wierlacher (Hrsg.), *Das Fremde und das Eigene*, S. 151- 193. München: iudicium; Zhang, L.-f. & Sternberg, R. J. (2001). Thinking styles across cultures: Their relationship with student learning. In R. J. Sternberg & L.-f. Zhang (eds.), *Perspectives on thinking, learning, and Cognitive Styles*, S. 197-226. Mahwah, NJ.: Lawrence Erlbaum; sowie Nisbett, R. E. (2003). *The geography of thought: How Asians and Westerners think differently ... and why*. New York: Free Press. Der Hinweis auf die mögliche Rolle der Rechtsgeschichte basiert auf Fögen, M. Th. (2003<sup>2</sup>). *Römische Rechtsgeschichten: Über*

---

*Ursprung und Evolution eines sozialen Systems*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Mit meiner These über die Bedeutung relativer Begriffe und kompartmentalisierter Theorien beziehe ich mich insbesondere auf Ramanujan, A. K. (1989). Is there an Indian way of thinking? An informal essay. *Contributions to Indian Sociology*, 23, 41-58.

<sup>22</sup> Derrida, J. (2001). *Die unbedingte Universität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Das Zitat steht auf S. 17.

<sup>23</sup> Über das Täuferreich von Münster gibt es reiche Literatur. Eine grundlegende Quelle ist sicherlich Kerssenbrock, H. (1899/1900), *Anabaptisti furoris Monasterium inclitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio*, 2 Bände: Münster. Ich habe mich für das Folgende vor allem an dem Band von van Dülmen, R. (1974). *Das Täuferreich zu Münster 1534-1535*. München: dtv orientiert; daneben stütze ich mich auf Fischer, C. (2004). Die Täufer in Münster (1534/45): Recht und Verfassung einer chiliastischen Theokratie. *Forum historiae iuris*, [www.forhistiur.de/zitat/0408fischer.htm](http://www.forhistiur.de/zitat/0408fischer.htm).

<sup>24</sup> Die fundierteste Entwicklung dieses Gedankens stammt von Dörner, D. (1999) *Bauplan für eine Seele*. Reinbek: Rowohlt; s. dazu auch Strohschneider, S. (2002<sup>2</sup>). Kompetenzdynamik und Kompetenzregulation beim Planen. In S. Strohschneider & R. von der Weth (Hrsg.), *Ja, mach nur einen Plan: Pannen und Fehlschläge – Ursachen, Beispiele, Lösungen*, S. 35–51. Bern: Huber. Aus dem amerikanischen Wissenschaftsraum kommen neuerdings ähnliche Gedanken unter dem etwas reißerischen Titel „Terror Management Theory“, s. Salzman, M. (2003). Existential anxiety, religious fundamentalism, the „Clash of civilizations“ and terror management theory. *Cross-Cultural Psychology Bulletin*, 37 (3), 10-16.

<sup>25</sup> Dieser Aspekt wurde von Norbert Bischof besonders gut untersucht, s. Bischof, N. (1985). *Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonfliktes von Intimität und Autonomie*. München: Piper; sowie, im vorliegenden Zusammenhang detaillierter, Gubler, H., Paffrath, M. & Bischof, N. (1994). Untersuchungen zur Systemanalyse der sozialen Motivation III: Eine Ästimationsstudie zur Sicherheits- und Erregungsregulation während der Adoleszenz. *Zeitschrift für Psychologie*, 202, S. 95-132.

<sup>26</sup> Präzisere Ausführungen dazu finden sich – wenn auch in einem ganz anderen Zusammenhang erörtert – bei Halcour, D. (2002). *Wie wirkt Kunst? Zur Psychologie ästhetischen Erlebens*. Frankfurt am Main.: Peter Lang. Viele Details auch in Stumpf, K. (1992). *Weltbilder*. Bamberg: unveröffentl. Diplomarbeit.

<sup>27</sup> Viele Auflistungen der Komponenten interkultureller Kompetenz enthalten Konzepte wie „Empathie“, „Toleranz“ oder „Ambiguitätstoleranz“, die in eine ähnliche Richtung zu deuten scheinen, wie die weltanschauliche Flexibilität und Differenziertheit (vgl. z.B. Bolten, J. (2007). *Interkulturelle Kompetenz*. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung). Der hier vorgelegten Argumentation zufolge sind die strukturellen Eigenschaften der Weltanschauung allerdings nicht eine Komponente unter anderen, sondern grundlegende Voraussetzung für die Entwicklung einer toleranten oder gar empathischen Haltung zum Fremden.

<sup>28</sup> Die Leserin und der Leser werden ermutigt, sich doch mal im Internet auf den Homepages fundamentalistischer Gruppierungen gleich welcher Art umzusehen (eine interessante Wiedertäufer-Site ist z.B. „feldzeichen.de“) – die strukturelle Gleichartigkeit der Argumentationen ist verblüffend und selbst das oben zitierte Wiedertäufer-Flugblatt von 1534 lässt sich, von einigen zeitspezifischen Formulierungsbesonderheiten abgesehen, problemlos in eine beliebige Al-Quaida-Philippika von 2008 einfügen.